

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

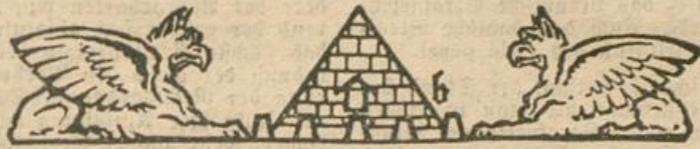
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

3.11.1929 (No. 44)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 44



3. Nov. 1929

Karl Fees / Das Strafrecht in Baden zur Zeit Großherzogs Friedrich
bis zur Reichsgründung

Wie in dem Aufsatz über das Strafrecht in Baden zur Zeit Karl Friedrichs (vergl. die Pyramide vom 15. September 1929) ausgeführt wurde, war das VIII. Konstitutionsedikt von 1803 nur als provisorisches Normativ gedacht. Bis zum Inkrafttreten des neuen Strafgesetzbuches vergingen aber noch 50 Jahre; dieses trat erst am 1. März 1851 in Kraft. Im Februar des Jahres 1852 trat Großherzog Friedrich — zunächst als Regent — die Regierung an. Das neue Strafgesetzbuch war während seiner Regierungszeit bis zum Zeitpunkt der Schaffung der Reichseinheit in Kraft; es ist daher berechtigt, dem alten Strafrecht unter Karl Friedrich das neue unter Friedrich gegenüber zu stellen. Das alte Strafedikt atmet den Geist der absoluten Monarchie, während das neue Strafgesetzbuch ohne den Liberalismus und durch die ihm geschaffenen geistigen Grundlagen der konstitutionellen Monarchie undenkbar ist.

Zum Verständnis des neuen Strafgesetzbuches ist es unerlässlich, einen Blick über die Entwicklung der Wissenschaft zu werfen, welche sich im Zeitalter des Rationalismus besonders mit dem Wesen und der Funktion des Strafrechts beschäftigte. Im Streit um die Strafrechtstheorien sind folgende große Gruppen zu unterscheiden: Die absoluten Strafrechtstheorien; absolut sind diese Theorien, weil sie nur die Tat betrachten und diese allein als den Grund der Strafe ansehen. Von dem Täter oder den mit der Strafe sonst verbundenen Zwecken wird abgesehen. Es wird gestraft, weil ein Verbrechen begangen ist (punitur quia peccatum est). Die Strafe ist Vergeltung. Der Beweis dafür, daß die Strafe, die notwendig aus dem Verbrechen sich ergebende Vergeltung ist, wird auf verschiedene Art geführt. Kant (metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre) faßte die Strafe als reine Wiedervergeltung dem Inhalte nach auf. Das jus talionis ist das herrschende Prinzip. Die Strafe, völlig losgelöst vom Recht und damit den Zwecken der Gesellschaft, folgt mit vernünftiger Notwendigkeit aus dem Unrecht; die Vergeltung wird auf den kategorischen Imperativ, einem Postulat der praktischen Vernunft, aufgebaut. „Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Zustimmung auflöste, müßte der letzte im Gefängnis befindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jedermann das widersahre, was seine Taten wert sind, und die Blutschuld nicht auf dem Volke laste, das auf diese Bestrafung nicht gedrungen hat, weil es als Teilnehmer an dieser öffentlichen Verletzung der Gerechtigkeit betrachtet werden kann.“ Die Theorie Kants, besonders bedeutungsvoll in der Begründung des Rechts im menschlichen Wesen, ist ohne Einfluß auf die Entwicklung des Strafrechts geblieben.

Begel faßt das Recht in dialektischer Notwendigkeit als die äußere Existenz des vernünftigen Wesens, das Reich der verwirklichten Freiheit auf. Das Unrecht ist dem gegenüber etwas Unwirkliches, nur ein Schein, eine Scheinnegation des Rechts. Die Strafe ist Negation des Unrechts, Manifestierung der Unverletzlichkeit des Rechts.

Friedrich Julius Stahl, der geistige Begründer des deutschen Konservatismus, folgert die Strafe mit religiöser Notwendigkeit aus dem Unrecht.

Im Gegensatz zu den absoluten finden die relativen Theorien als Rechtsgrund der Strafe den Gesellschaftszweck. Durch die Strafe soll im Interesse der Allgemeinheit in Zukunft das Verbrechen verhindert werden. Es wird gestraft, damit nicht ein Verbrechen begangen wird (punitur, ne peccetur). Der entscheidende Punkt der relativen Theorien ist der, wie dieser Zweck der Verhütung erreicht werden kann.

Die Spezialpräventionstheorie geht davon aus, daß der Verbrecher durch die Begehung des Verbrechens die Neigung zum Verbrechen schlechthin beweise, welche durch Anwendung rechtlicher Zwangsmittel beseitigt werden muß. Dieser Zwang beseitigt die verbrecherische Neigung durch Abschreckung. Der bedeutendste Vertreter dieser Theorie war der Gießener Rechtslehrer von Grolman.

Die Generalpräventionstheorie sieht den Zweck der Strafe in der allgemeinen Strafandrohung; sie wird im Gegensatz zur Spezialprävention das Schwergewicht auf das Verbrechen, die Tat, den Erfolg legen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß ihr bedeutendster Vertreter, Anselm von Feuerbach, aus der Schule der kantischen Philosophie kommt. Feuerbach hat die Theorie vom psychischen Zwang aufgestellt, auf welche hier eingegangen werden muß, einmal weil das bayerische Strafgesetzbuch von 1813 auf ihr beruht, zum anderen, weil sie bei den Beratungen zum badischen Strafgesetzbuch eine große Rolle spielte, wenn man auch dort zu einer vollkommenen Ablehnung gelangte. Diese Theorie sieht den Menschen als nicht willensfrei (determiniert) an; die allgemeinen sinnlichen (Lust-) Antriebe der Bürger zum Verbrechen sollen dadurch aufgehoben werden, daß der Mensch weiß, es werde seiner Handlung ein Uebel (Unlust) folgen, welches größer ist als die Lust, die Tat zu verüben.

Neben den genannten Theorien kommen als relative noch in Betracht: die Besserungs- und Sicherungstheorie, deren Bedeutung weiter nicht dargelegt werden muß.

Als dritte große Gruppe sind anzuführen: die synkretistischen oder Vereiningungstheorien, welche die Grundzüge der absoluten und der relativen Theorien vereinigen. Eine synkretistische Theorie ist im Grunde die geistige Basis aller moderner Strafgesetzbücher, auch des badischen Strafgesetzbuches von 1845, mit Ausnahme des neuen russischen, welches vollkommen relativiert ist.

In dieser Entwicklung der Strafrechtswissenschaft spiegelt sich die Entwicklung der Geschichte, insbesondere der Geistesgeschichte, wider. In der absoluten Monarchie des 18. Jahrhunderts war die Allmacht des Staates unbegrenzt. Der Staat konnte durch ein strenges, väterlich strafendes Recht dem Verbrechen entgegen treten (absolute Theorie). In der konstitutionellen Monarchie des

19. Jahrhunderts dagegen war unter dem Einfluß des Liberalismus der bürgerlich-rechtsstaatliche Gedanke zur Herrschaft gelangt. Die Sphäre des Bürgers war grundsätzlich unbegrenzt, die des Staates grundsätzlich begrenzt (Rechtsstaat). Der Staat mußte durch das Recht den Bürger vor dem Verbrechen zu schützen suchen durch Spezial- oder Generalprävention, durch Besserung oder Sicherung (relative Theorie).

Das große Verdienst der deutschen Strafrechtswissenschaft liegt darin, daß sie an einem gemeinen deutschen Strafrecht festzuhalten suchte; dabei war allerdings kaum zu vermeiden, daß sie in grüner Theorie erstarre, da die Praxis ihre eigenen Wege gegangen war.

Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1806 war die Entwicklung des Strafrechts nur eine partikularistische. Im 19. Jahrhundert entstand eine große Anzahl verschiedenartiger Landesstrafgesetzbücher. Ueber sie kann hinweggegangen werden. Das für die deutsche Strafrechtsentwicklung wichtigste Ereignis des 19. Jahrhunderts war die Rezeption des französischen Strafrechts, ein Vorgang von gleicher Bedeutung wie die Rezeption des römischen Rechts. Nachdem in Frankreich durch die Revolution mehrere Gesetzbücher eingeführt waren, fand die Entwicklung ihren Abschluß mit dem napoleonischen code des délits et des peines von 1810, in Kraft seit dem 1. Januar 1811 bis zum heutigen Tag, von einigen Abänderungen abgesehen. Der code penal zeichnet sich durch klare und bestimmte Ausdrucksweise aus; er droht harte Strafen an und beruht auf dem Abschreckungsprinzip. Der code penal, ein Werk, in dem die großen Ideen des ausgehenden 18. Jahrhunderts ihren Niederschlag fanden, trat einen Siegeszug über ganz Europa an, dem erst durch das preussische Strafgesetzbuch von 1851 Einhalt geboten wurde. Auch das badische Strafgesetzbuch von 1845 steht unter dem Einfluß des code penal.

Derart war die geistesgeschichtliche Situation, der Stand der Strafrechtswissenschaft und der Gesetzgebung, als man in Baden 1836 sich anschickte, einen Entwurf zu einem Strafgesetzbuch herzustellen; 1839 wurde der Entwurf der Zweiten Kammer vorgelegt, dort 1840 beraten und verschiedenlich abgeändert, 1844 von der Ersten Kammer beraten und am 6. März 1845 zugleich mit einer Strafprozessordnung und anderen Gesetzen strafrechtlichen Inhalts verkündet. Mit einigen Abänderungen ist das Strafgesetzbuch infolge der politischen Wirren erst am 1. März 1851 in Kraft getreten.

Das Strafgedikt von 1808 bedeutete gegenüber der Carolina einen großen gesetzgeberischen Fortschritt; doch konnte es mit der Entwicklung der Strafrechtswissenschaft und außerbadischen Gesetzgebung und Praxis nicht Schritt halten, ein Mangel, der daher

rührte, daß es als Grundlage auf der bald 300 Jahre geltenden Carolina und ihrer für die fortgeschrittene Entwicklung unzureichenden Systematik und Abstraktion beruhte.

Infolgedessen wurde die Strafgesetzgebung vom Jahre 1845 geschaffen, ein vorzügliches, das gesamte materielle und formelle Strafrecht einschließlich des Strafvollzugs umfassendes Werk. Es sind folgende Gesetze zu unterscheiden:

- 1) das Strafgesetzbuch für das Großherzogtum Baden,
- 2) die Strafprozessordnung für das Großherzogtum Baden,
- 3) das Gesetz, „die privatrechtlichen Folgen von Verbrechen betr.“,
- 4) das Gerichtsverfassungsgesetz des Großherzogtums Baden,
- 5) das Gesetz, „den Strafvollzug im neuen Männerzuchthaus betr.“.

Für diese Abhandlung muß das Gerichtsverfassungsgesetz außer acht bleiben, da es nicht Gesetzeskraft erlangt hat; dies ist um so mehr zu bedauern, als im § 1 dieses Gesetzes die Trennung der Justiz von der Verwaltung ausgesprochen war.

Das Strafgesetzbuch von 1845 ist ein durchaus modernes Strafgesetzbuch, wenn es auch noch nicht zu der Gesetzeskunst von heute vorgeschritten ist. Es umfaßt 714 Paragraphen und zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil.

Bei der Beratung des Strafgesetzbuches in der Zweiten Kammer spielten die oben dargelegten Strafrechtstheorien eine große Rolle. Es ist auch heute noch ein Genuß, die auf hohem wissenschaftlichen Niveau stehenden Reden der Abgeordneten, insbesondere der Abgeordneten von Rottek und Welcker zu lesen. Während der erstere das absolute Strafrecht verfocht, sah der andere das höchste Rechtsprinzip des Gesetzbuches in der gerechten Aufhebung der durch den Verbrecher rechtswidrig verschuldeten Sühnung der Rechtsordnung. Die Regierung ließ durch den Staatsrat Jolly ihre Auffassung wie folgt verkünden: „Es wäre zu beklagen, wenn unsere Gerichtshöfe sich verleiten lassen könnten, auf eine oder die andere Theorie hin gewissen Bestimmungen einen Sinn zu unterlegen, den sie nach dem Wortlaut nicht haben sollen. Die Regierung ist bei dem Entwurfe von keiner dieser verschiedenen Theorien ausgegangen, sondern von dem praktischen Bedürfnis, von demjenigen, was das Leben fordert. Es wäre auch der erste Entwurf eines Strafgesetzbuches, der die konsequente Durchführung irgend einer Theorie darstellte. Der entschiedenste Theoretiker wird sich, wenn er an die Arbeit selbst kommt, bald überzeugen, daß die Bedürfnisse des Lebens stärker sind, als alle Theorien.“

(Schluß folgt.)

Rudolf Broschky + / Schlafende Großstadt

Aus gluthdurchfengten Mauern schlägt ein Schwall von Dunst und Hitze, die die Wangen streifen. Es ist, als will mit grausam hartem Druck die Atmosphäre nach dem Herzen greifen.

Die Großstadtenge träumt — und die Laternen umgeistern hohl mit faulem Schein das Haus, wie Silhouetten ragen stumm die Wände, wie Kirchhofswegen sehn die Straßen aus.

Die Bogenlampen streuen Kerzenglanz höchst wichtig, daß sie uns die Nacht erhellen, Als wollten sie als Hüter der Moral sich selbst zu Zeugen mancher Tat bestellen.

Die Großstadt schläft — da geht die Sehnsucht um, geheimnisvoll schürt sie die Glutbrände, und weckt die Sünde in der wilden Brust und fügt ganz leicht zusammen zwei Paar Hände.

Wer will vermessen, was die lange Nacht erfindet an Tragödien, Episoden? Hier birgt sie ein verklebtes Hochzeitsglück, dort küßt ihr Hauch die Lippen eines Toten.

Schlafende Stadt — ich höre Brunnen rauschen durch deine Stille aus dem tiefsten Schacht, und deine Kinder flattern wie die Falter der Unrast voll ins Dunkle deiner Nacht . . .

Karl Joho / Widersprüche

Anläßlich eines Besuchs des Soldatenfriedhofs zu Laon

Laon, die kathedralegekrönte, auf einem Felsen liegende, malerische Stadt im Departement de l'Aisne war vom Rückzug nach der ersten Marneschlacht an bis zum Marsch in die Siegfriedstellung im Frühjahr 1917 der Sitz des Hauptquartiers des A.D.K. 7, d. i. des Oberkommandos der 7. Armee. Diese Armee wurde gemäß Mobilisierungsplan in Karlsruhe aufgestellt und darum im Lauf der Kriegsjahre vom stellvertretenden Generalkommando des 14. Armeekorps in den sogenannten bodenständigen Formationen hauptsächlich mit badischem Ersatz gespeist und ergänzt (neben sächsischen Truppenteilen gleicher Art). Infolgedessen waren gerade unsere badischen Landsleute über die ganze Kriegszeit in Laon zahlreich vertreten und die Stadt bei uns gut bekannt. Zu den bodenständigen Formationen gehörten u. a. auch Kom-

mandantur, Bazarrette und Krankenpflegerzüge. So kam es, daß die vornehmlich badisch besetzte Kommandantur im Frühjahr 1915 auf der gegen Südwesten ansteigenden, einen wundervollen Rundblick gewährenden Höhe des Stadtteils St. Vincent einen Soldatenfriedhof anlegen ließ. Er wurde nach Plänen des Karlsruher Architekten Bippelius (damals Krankenpflegerzugführer, später Artillerist) in künstlerisch bezwungener Ausnutzung des Geländes gebaut, natürlich nicht ohne vorangehende ahnungslose Einwände hochmöglicher Vorgesetzter. Linden, Lebensbäume, Rosen, Ziersträucher sollten den Ort in einen ewigen heiligen Selbengain verwandeln. Eine Pforte mit zwei Pfeilern, auf denen Darstellungen „Abschied“ und „Schicksal“ in Medaillonform, sowie zwei alte Verse aus Bibel und Volkslied die Seele des Be-

suders auf einen wehevollen Ton stimmten, eröffneten den Soldatenruheplatz, der auf hunderten gleich großen und gleich ausgestatteten Grabsteinen aus Muschelkalk Namen von Freund und des zum ewigen Weggenossen gewordenen Feindes festhalten sollte. Als Sinnbild und Zusammenfassung der Anlage ruhte im Hintergrund ein schlafender Löwe, das modern stilisierte Werk des Münchener Bildhauers Müller-Liebsenthal. Um die Pietät der französischen Einwohner für Erhaltung und Bewahrung des Friedhofes zu stärken, wurden dort auch in den deutschen Lazaretten Laons verstorbene französische Soldaten gebettet.

Wenn man über ein Jahr beim A.D.A. 7 in Laon gestanden und solchermaßen in der Enge der Gemeinschaft sowie in der Weite des Erlebens die Stadt Laon genauestens kennen gelernt hat, ist es wohl nicht verwunderlich, daß von Jahr zu Jahr immer stärker die Gedanken in einer Art Heimweh, zum mindesten in Sehnsucht die Kathedralestadt suchten. — Der Schnellzug von Paris her donnerte an Villers-Cotterets vorüber. Hier empfing der Frankreichsfahrer den stärksten und trotz elf dazwischen liegender Jahre den schmerzhaftesten Stoß. Hier breiten sich endlos jene Wälder und Weizenfelder, aus denen am 18. Juli 1918, dem ersten schwarzen, verhängnisvollen Tag und folgenschwersten Wendepunkt, Hochs Reserven und Taufschwärme brachen und die 7. und 18. Armee um ein Haar abschnürten. Jener Tag und andernorts der 8. August: das waren die Dolchstöße von vornen! Soissons, Urcel — endlich Laon. Neuer Bahnhof mit hochmodernem Stellwerk, jenseits des ehemals fahlen Geländes eine Industrievorstadt. Das Auto saust in den bekannten Windungen den Felsen hinauf und läßt die zahlreichen Faubourgs unter sich. Im „Hôtel de l'Ecu et de la Hure“ (so alter schlagreifender Landserwitz, denn das Schild heißt auf deutsch „Zum Taler und zum Eber“) schnell in schwarzes Gewand und die lange Schleife in gelbrotgelben Farben aus der Reisetasche, denn der erste Gang gilt dem Friedhof. Ein Kranz war unterwegs nicht sofort zu haben, darum Kauf eines riesigen Straußes Astern in der Rue St. Jean, die in der Neuheit ihrer nunmehr üppig bestellten Väden kaum mehr zu erkennen ist. Zunächst vorbei am Druckereigebäude „meiner“ weiland Kriegszeitung, vorbei am Soldatenheim (jetzt Automobilgeschäft), vorbei an der „Trierer Weinstube“ (heute Bank), vorbei an der Martinskirche (von der Wunde des französischen Eisenbahngeschützes in Malmaison geheilt), vorbei an dem nach Einschmelzung durch die Deutschen in diesem Sommer vom Laonnois wieder hergestellten, alten Haß neu aufspeisenden Francireurdenkmal am Lehrerseminar. Nun taucht die Infanteriekaserne, ehemals Kriegslazarett 7, auf, und endlich dort die Treppe zum Friedhof — aber dann, aber dann: der herrliche Friedhof ist bis auf zwei wenige Zentimeter hohe Säulensäulen mit der Jahreszahl 1918 völlig verschwunden. Zertretener Rasen und dazwischen aufquirlender Sand waren die Ueberreste des schönen und liebevollen Verles, an dem gerade das badische Land so tätigen Anteil hatte. Auf diesem Friedhof lag auch in der Nähe des Grabes des Fliegeroffiziers Bon-Ed, eines Sohnes der Schriftstellerin Ida Bon-Ed, eines der wenigen weiblichen Feldkriegsopfer, die Karlsruher Rote-Kreuzschwester Bauer. Den Rosenfior hatte seinerzeit aus dem Baden-Badener Garten Großherzogin Luise gestiftet. Heimweh und Sehnsucht nach Laon waren in ohnmächtigem Grimm und Schmerz für immer getödet, die Entzauberung war mit einem Schlage heringebracht. Gewiß, der deutsche Friedhof lag zu nahe der Stadt im Schatten einer Kaserne und einer Lehrerbildungsanstalt; rechts daneben war der zerstörte Stadteil ringsum die von den Franzosen selbst von Bailly her zusammengeschlossene Artilleriekaserne — also tatsächlich Erinnerungsdumpe und begreiflichen Haß gebärende Nachbarschaft. Ich nehme an, daß der Friedhof gleich in der ersten Befreiungswut der am 19. Oktober 1918 von den Franzosen unter Mangins 10. Armee wieder errungenen Stadt vernichtet worden ist. Gleichviel, meine deutsch-sentimentale Anhänglichkeit an das altvertraute Laon ist mir für den Rest des Lebens ausgetrieben. So wird es noch vielen Freunden der Stadt gehen, wenn sie diese Kunde vernehmen.

Nach einem Marsch bei 88 Grad um die berühmte „Cuve“ (Name einer Talschlucht) fanden wir den nunmehrigen deutschen Soldatenfriedhof im Vorort Bousson, gegenüber und talwärts von St. Vincent. Zwei etwa zwölfjährige Buben sprachen bei der Bitte um Auskunft vom „Cimetière boche“, nicht etwa böswillig, denn sie fragten artig und unbefangen meine sprachgewandtere und darum verhandelnde Frau, ob sie Angehörige hier liegen hätte, sondern weil sie es nicht anders hören! Der jebige, um vieles größere Friedhof lag in trostloser Rede in der hochsommerlichen Herbststille. Eingehagt und in symmetrischen Reihen mit einem Rondell in der Mitte, stehen in erschütternder Zahl die nackten schwarzen Holzkreuze mit teilweise schon verblühten Namen und Nummern. Einzig zwei winzige Grabsteine zweier Soldatengräber (das eines Elsässers und das eines blutjungen Kriegsfreiwilligen aus Mitteldeutschland) verlieren sich in dem schwarzen Wald von Kreuzen, die zum Teil schon bis zum Querholz eingesunken sind. Da wir keinen badischen Namen fanden, schlangen wir den herbstglühenden Blumenstrauß mit dem Badnerband um die Tafel, die an der improvisierten Eingangsdrahttür steht und in großen Lettern die Bezeichnung Cimetière allemand trägt. Nach den versenkten Resten zu schließen, waren die Gräber einst einheitlich mit Pfingstnelken eingefaßt. Die Dede, die Trostlosigkeit, die Einsamkeit, die Lage an einem verlorenen Gang verächtlichen angelegten der ungeheuerlichen nutzlosen Opferung blühenden Lebens den Besucher in einen schauernden, bleibenden Haß gegen

jeden Krieg. Es ist gut, daß die Mütter nicht sehen können, wie gott- und menschenverlassen ihre Söhne liegen . . .

*

Wie jeder Franzosenkenner weiß, kann der einzelne Angehörige dieser gleichermaßen bewundernswürdigen und abstoßenden Nation im Gegensatz zu der immer tollen Masse bezaubernd sein. Als wir am Gartentor meines verehrten Quartierwirts von einft standen, sagte er in der unnachahmlichen französischen Höflichkeit: „Ich kenne Sie nicht, treten Sie aber bitte näher, damit ich Sie kennen lernen darf!“ Ich schwieg und lachte den kurzfristigen alten Herrn und Chefredakteur einer Laoner Zeitung lodend an. Da rief er auf einmal sichtlich und freudig überrascht: „Oh, Monsieur Joho!“ Es folgte Gastlichkeit auf Gastlichkeit und aufmerksamste Betreuung, besonders der Frau des ehemaligen Zwangsmieters und deutschen Kapitäns, in bestridendstem Maße. Wir Deutsche machen bessere Musik und besseres Bier als die Franzosen, aber deren Unterhaltungsbegehung vermögen wir ihnen nicht nachzumachen. Der Rundgang durch die Stadt, die in zauberhafter blauer Helle glühte — man versteht endlich tief die französischen Maler des Freilichts und der Farbenzerlegung — ergab, daß sich die in 44monatiger Besetzung naturgemäß übel zugerichtete Stadt von heute 18000 Bewohnern außerordentlich gut herausgemacht hat. Kein Wunder, wenn man beim Vorübergang an der Geschäftsstelle „Büro für Kriegsschäden“ an die deutschen Geld- und Sachlieferungen denkt. Beim Wiederbetreten der alten Winkel und Gassen der tatsächlich „romantischen“ ehemaligen Hauptstadt Frankreichs blieb wider Erwarten jede seelische Anteilnahme, wie sie das Duzend dazwischenliegender Jahre vorgegaukelt hatte, gänzlich aus. Zur Erschütterung über die Zerstörung des deutschen Kriegesfriedhofes kam nun die Erkenntnis, daß Laon mir nur in Beziehung zum Dienst und zu den Kameraden in der ungeheuerlichen Spannung der Kriegsläufe geistig-seelisch etwas gelten konnte. Beim Besuch war nun alles für immer hinabgesunken; es blieb nur der objektive Reiz der herrlichen Stadt mit ihren fast unerlöschlichen geschichtlichen Erinnerungen.

Auf dem Marktplatz ist das Denkmal des Generals Serurier nicht erjert worden; das Rathaus zeigt Narben von Fliegerbomben, deren eine auch einmal im Theaterchen nebenan — im Innern trägt es übrigens ein Bildnis Mozarts — während einer Kinovorstellung ein halbes Hundert deutscher Soldaten nicht erschlagen, sondern durch Luftdruck ersticht hat. Sonst finden sich im Kern der festungsringartigen Stadt keine Beschädigungsspuren mehr. Die Kathedrale, unversehrt durch Weihnachtsfeiern und durch die Konzerte des Heibelberger, jetzt Kieler Universitäts-Musikprofessors Stein mit Solisten und Chor, nunmehr gerüstlos, blieb überhaupt verschont. Sie bietet wie ehemals von außen den überwältigenden Anblick und innerlich den einer nächsternen Größe. Zurzeit wird zwischen Bischofspalast und Dom eine gedeckte Markthalle errichtet. Ja, Laon macht sich schon gesund! Dagegen ist nichts zu sagen. Würden wir es anders gemacht haben?

Das zerstörte Artilleriekasernenviertel bereitete dem Friedensfreund insofern freudige Genugung, als an Stelle der Kaserne ein Lyzeum der baulichen Vollendung entgegengeht. Ebenso brachte das Kriegerdenkmal (im sog. couloir bei der Ueberführung der Zahnradbahn) eine rühmensewerte Ueberraschung, indem es nicht nur im Gegensatz zu sonstigen greulichen Steinmeharbeiten in Frankreich künstlerisch stark ist, sondern auch in seiner Haltung nichts von der sadistischen und zum mindesten rohen Siegerfreude vieler Nachdenkmäler der Kulturnation aufweist. Eine beflügelte Athene reckt mit gesenktem Schwert ihren Schild. Neben den Gesallenenamen ziert die allmenschlich schöne Inschrift den Sockel: „Das aufgewühlte Volksgewissen verdammt für immer brutigen Streit“. Gesprächen verschiedener Provinzfranzosen entnahm ich, daß im französischen Volk aller ehrlicher Friedenswille stehe, daß aber die ewige Angst vor Deutschlands Widerkrieg nicht schlafe. Die Stimmung gegen England ist kühl gleichgültig, gegenüber Amerika wegen der jüngsten finanziellen Regelung voll Groß! In der Nacht zog ein Trüpplein, wohl vom Übungsplatz Siffonne beurlaubter Soldaten unter unserem Hotelfenster singend vorbei. Der Keckreim in dem so charakteristisch raschen Marschrhythmus lautete, in der Endsilbe lang ausgezogen: ils payeront tous-s-s! Gegensatz auf Gegensatz. Der morgendliche Besuch in der ehemaligen Kriegszeitungsdruckerei bei den nun wieder friedlich und zwanglos wirkenden Maschinensehern (die seinerzeit ohne Kenntnis der deutschen Sprache das Manuskript bewältigen mußten und es zur sehr beachtlichen Fertigkeit brachten), schenkte rührende blanke Menschlichkeit, verriet herzliches Gedenken beiderseits, das gewiß nicht geschmälert wurde, als eine Handvoll alljährlich geschmuggelter deutscher dicker Zigarren dem damaligen, selbst gezwungenen Zwangsherrn bescheidene Gelegenheit zum tatvollen Wiedersehen gab. Von Laon schieden wir nicht ohne aufrichtige Einladung nach Deutschland und Karlsruhe an den ausgezeichneten, gaisfreundlichen hochpatriotischen Franzosen und exzellenten Weltbürger, der in seinem Bücherschrank viele deutsche Bücher im Urtext stehen hat, und ein Herz voll Verständnis für den damaligen „Feind“ in der Brust trägt.

Einen bängigen, erinnerungsschweren Blick noch vom Festungswall bei Zitadelle und Präfektur (Quartier des A.D.A. 7) auf den Damenweg. Er erstreckte sich nun in friedlicher Bläue und ohne Geschüttsdonner von der berühmten Cassaude bis zu dem nur in zwölf Häusern neu aufgebauten Craonelle berauschend schön dahin, denn man sah keine Gräber und keine Gräber. Aber man weiß, daß aber- und abertausend schwarze und weiße Kreuze aus

Ginstergewucher und freidiger Erde in die unsagbar törichte Welt hinauszuweihen.

Als mir 1916 die Redigierung der Kriegszeitung der 7. Armee befohlen wurde, dachte ich seltsamerweise, aber unbezwingbar an die — letzte Nummer, die ich, militärischen und eigenen seelischen Kriegszwanges ledig, mit der Titelschlagzeile hinausflattern lassen wollte:

„Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!“ —

Ist aber nichts daraus geworden. Es blieb bei Schiller und Beethoven. Weltpolitik und Weltwirtschaft wollen von deren göttlicher Botschaft nichts wissen. Niemand außer rührend törichten, machtlosen und lebensfremden Menschenbrüdern. Aber wir heißen euch hoffen!

Friedrich Singer / Der Gesangsverein

Kulturelle Skizze

(Schluß.)

Richtig, der Festabend kam heran, alles ging nach Wunsch und noch besser, die Leute waren gepackt und saßen still und in einer fremden Vergeistigung da. Eine tiefe freundige Genugtuung durchströmte den jungen Mann wohlgt, und er war eben im Begriffe, in den Gang zu treten und seine versteckte Laute herbeizuholen, da hörte er vor sich eine Gruppe Sängers, die sich unbelauscht währte, heftig disputieren. Die einen wollten den Abend und was er Schönes geboten, gelten lassen, die Mehrzahl jedoch fiel über sie her und behauptete: „Ach was, der Grimm da, immer mit was Besonderem kommen zu wollen! Und voriges Jahr war's halt doch schöner und vor allem lustiger!“ — „Ist ein Glück“, brummte einer dazwischen, „daß der Vorstand heimlich noch mit dem Quartett ein Couplet eingeübt hat, die Leute würden sonst noch davonlaufen, und wo blieben dann die Einnahmen?“

Grimm das gehört — und halbgelähmt zurückgekehrt auf seinen Sitzplatz, Wie betäubt kauerte er dort, in sich zusammengefallen, und mußte eines der berüchtigten Couplets über sich ergehen lassen, niederträchtigste Fabrikware mit dem steilen frechen Schielen nach Zote und schlüpfriger Zweideutigkeit. Todunglücklich, noch das Vocksgelächter der aufgestachelten Gier in den Ohren, begab er sich zu Bett und mußte sich eingestehen, daß von der Wirkung seiner besten Arbeit nichts, aber auch gar nichts übrig geblieben war.

Nun war ihm die Sache völlig verleidet; nur fiel es ihm schwer, offen zu sagen, wie man ihn durch rohes Mißverständnis ins Herz getroffen. Er dachte: „Du schleppst dich noch so weiter, eines Tages wirst du verreckt, dann bist du aller Enttäuschung ledig.“ Als es wieder aufs Frühjahr zugin, machte der Kronenwirt mächtig Propaganda für einen Matausflug mit Kind und Kegel. Grimm war schon zu sehr gewitzigt, als daß er sich noch großen Hoffnungen hingeeben hätte. Nur das merkte er jetzt, daß seine stille zähe Arbeit nun doch von einigen wenigen ehrlich anerkannt wurden. Diese Leute scharten sich nach den Proben meist um ihn und unterhielten sich recht verständig. Da war auch ein Schuhmacher darunter, der hatte als Geselle die Welt durchgewälzt und war ein kluger Kopf. Gewaltig hatte dem damals importiert, was Grimm über den einstigen Schusterpoeten Hans Sachs erzählt, und er hatte sich vorgenommen, den jungen Herrn nach Kräften zu unterstützen. So war er unbewußt zum Gegenspieler des wahrhaft kulturfeindlichen Kronenwirts geworden. Schon hatte sich zwischen Grimm und dem Schuster ein Vertrauensverhältnis gebildet, und als nun in Gustavs Brust der unbeflegliche gute Wille doch noch einmal die Verbitterung überwand, entdeckte er ohne Scheu dem einfachen Manne sein Vorhaben. „Wir wollen“, schloß er, „die alten Brunnen der Schönheit, die halb verschüttet versiegten, wieder zum Ausbrechen, zum frischen Quellen und Sprudeln bringen. Dies Volk weiß ja gar nicht, wie reich es ist an unvergleichlichen Schätzen, und wir wollen ihm helfen, sie wieder ans Tageslicht zu befördern.“ — „Ja“, stimmte der Schuster bei, „was für schöne Lieder sind früher noch, zu Vaters und gar zu Großvaters Zeiten, die Dorfstraße auf und ab gesungen worden — allabendlich oft, wie die alten Leute erzählen! Wo sind sie hingekommen? Da heißt es immer: die Gesangsvereine sind die Erben und Hüter des Volksliedes! Und selbst wenn ein Verein hingehet und ein Volkslied vierstimmig als Männerchor einübt: bringt denn das ins Volk? Singt das Volk, das richtige, liebe, gute Volk, da dann mit — oder vielmehr: darf es da mitsingen?“ — „Das ist es ja eben“, bedauerte der andere, „alle diese Bestrebungen sind immer noch viel zu künstlich aufgezoogen und werden zu konzertmäßig in Wirklichkeit umgesetzt! Entweder, es gelingt uns endlich, das Volk, das ganze Volk, zum Mitsingen zu bewegen — oder es bleibt wahr, was schwarz sehende Propheten vorausjagen: Das Volkslied stirbt vollends aus, und Schlager, Gassenhauer triumphieren konkurrenzlos!“ — „Wie meinen Sie aber nun, daß die Sache anzupacken wäre?“ — „Wenn so ein Lied nur vierstimmig eingeübt ist: was nützt es den Leuten, sobald sie allein sind und das Bedürfnis zum Singen haben? Gewöhnlich fehlt eine Stimme oder gar zwei, und so singen sie denn drauf los, es entsteht ein Zeug, das in der Luft hängt und greulich ist zum Anhören! Nein, die Leute müssen dran gewöhnt werden, für ihren eigenen Bedarf klar und taktmäßig und fein und rein einstimmig zu singen, das Kunstmäßige wird deswegen doch unbeschadet weiter gepflegt werden können, vielleicht nur noch besser!“ — „Die Idee ist gut“, pflichtete der Schuster bei, „nur, Herr

Grimm, waren Sie bisher zu zaghaft und zu ängstlich. Nur sich nicht gekümmert um jede Gegenmeinung der Mehrheit, einfach freiweg begonnen, und die Sache geht!“

Mit neuem Mute trat Gustav Grimm das nächstemal vor die Versammlung und entwickelte seinen Vorschlag: einen Berg der Umgebung zu besteigen, auf einer stillen Waldwiese Rast zu machen und eine ungestörte Zeit wirklicher innerer Freude und Erholung zu widmen und nach fröhlicher Einkehr in einem Nachbardorfe die gemeinschaftlich gelernten Lieder singend, heimzuwandern. Da kam er aber schön an! „Die Zeiten sind vorbei!“ schallte es ihm entgegen, „wo der Bauer immer nur einsätzig auf Schusters Rappen dahergewalzt ist! Zudem, der Müller Benz will auch was verdienen, oder wozu haben wir ein Lastauto im Ort? Und wir fahren einfach und fragen einen Dreck nach dem altmodischen Kram!“ — „Also muß immer alles echte Kulturstreben daran scheitern, daß einer Geld verdienen will?“ Er sagte es nicht laut, er schluckte die trostigen Worte würgend hinab und sah nur hilflos nach dem Schuhmacher. Dieser kam später herbei und flüsterte ihm zu: „'s ist halt was Wahres dran: die Menschen wollen eben aus der Engigkeit ihres Nestes auch mal raus und an einem solchen Tag sehen, soviel sich nur erraffen läßt von der Welt.“ — „Ob sie aber dann befriedigt sind — oder nicht vielmehr mit einer gähnenden Leere heimkehren?“ Der Schuster suchte nur mitleidig die Achseln . . .

Früh um fünf Uhr ging es los; Grimm schlich sich noch herbei, seine Laute unterm Mantel verbergend. „O Schnurrantege!“ tönte es ihm halb verwundert, halb spöttisch entgegen. In laienhafter Fahrt ratterten die beiden Kraftwagen in den kühlen Matmorgen hinein. Nach dreißig Kilometern wurde Halt gemacht zum Frühstücken. Es war die Brauerei, von der der Kronenwirt sein Bier bezog, und der überkluge Mann scheute sich nicht, in aller Plumpheit das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und dem Stammhause einen fetten Brocken zuzuschicken. Denn ein Dienst ist des andern wert! Als nach einer Stunde wieder eingestiegen wurde, war die Gesellschaft schon soweit angeheitert, daß ein Sänger groben Fußes an die Laute stieß; sie fiel herab vom Wagen, knallte grausam gellend zu Boden und lag im Straßensaub, indes die Saiten noch gemartert eine Weile vor sich hinwimmerten. „Es macht nichts“, beruhigte Grimm, seine eigene Bestürzung nur schlecht verbergend, nahm das Instrument zur Hand und stieg auf. „Spielen Sie doch eins!“ rief es ihm auf einmal von allen Seiten zu; aber noch ehe er austimmen konnte, begannen ein paar Mädchenstimmen loszuklingen: „Im schönsten Wiesengrunde“. — „Guter Gott“, dachte Grimm nachsichtig, „sie sind sich halt ihrer wahren Schätze nicht mehr bewußt; das Surrogat halten sie für ein Volkslied. Aber sei's drum: das Richtige wird schon noch kommen!“ Und so sang er denn tüchtig mit und griff die vollen Akkorde und fingerte dazwischen die flinken Läufe. O weh! Wie schwach und dürftig klang das doch? Die fauchende Fahrt zerriß jeden noch so voll geariffenen Wohlklang, er war ein Nichts im brandenden Strudel wildkollender Achsendrehung, und mit dem übel zerlungerten Liede vermischte sich Benzingeist, hochaufsteigender Staub und lächerliches Gekreisch übermühter Bauernmädchen . . . Matt vor Anstrengung ließ Gustav die Laute sinken. Da erst entdeckte er, warum sie so engraßig geklungen und gegen den Stimmenhaushalt nicht aufgefunden: sie war zerprüngelt! Hinten am Hals klappte ein müder Riß, und am Bauch war vom Sturze ein Brettchen eingedrückt. „Ewige Tragik des Menschenlebens!“ durchfuhr es ihn blübartig. „Man strebt nach Hohem und sucht und ringt, und wenn es in greifbare Nähe rückt: dann ist es entwertet.“ Heimlich schob er das Instrument unter die Bank, und niemand fragte mehr danach oder forderte ihn zum Spielen auf. Die Autofahrt raste ihre 150 Kilometer vollends ab und endete am Abend glücklich beim Kronenwirt, dem lieber Sängerbruder, wo ein Tänzchen bis nach Mitternacht Schluß machte . . .

Gustav Grimm aber hatte nichts dagegen, als kurz darauf seine zufällig von der Behörde ausgesprochene Versekung eintraf. Gram im Herzen und Bitternis gegen sich selbst im Munde, wanderte er einem andern Dorfe zu; während er zum Ort hinausschritt, fragte er sich prüfend: „Waren diese Leute wirklich so unersetzbar und störrig — oder habe ich es falsch angepackt?“ . . . Ob er später nochmals einen solchen Versuch unternommen hat?

Wer kann das wissen?